

Der Zürcher Generalstreik : Teil I, II und III

Autor(en): **Ragaz, L. / Tischhauser, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **6 (1912)**

Heft 8

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-132764>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Propheten sind aus dem Volk hervorgegangen und haben sich immer wieder an das Volk gewendet. Sie kannten die tiefste Not des Volkes und verstunden das letzte, ihm selbst oft unbewußte Ziel seiner Sehnsucht, sie haben ihre Wurzeln in die untersten Schichten des Volkes getrieben.

Nicht das Volkstümliche, diesen wesenlosen Exponenten des Volkes, sondern das Volk selbst, den Menschen, wie er im Volk lebt, hat Jesus gesucht und für sich in Anspruch genommen, ihm hat er sich hingegeben mit der ganzen Blut seines Geistes. Und das Volk hat ihn, wenn ihn auch nicht immer verstanden, doch erkannt in seiner machtvollen, über alles Dunkel hinaushebenden Güte. Darum ist er der Vertraute des Volkes geworden.

Wenn wir solche Popularität erlangen würden, dann würde es dem Versucher übel zu Mute, er würde von uns weichen und die Engel Gottes würden uns helfen.

L. Stückelberger.

Der Zürcher Generalstreik.

I.

Generalstreik!“ Mit diesem Ruf kam unser Dienstmädchen herein- gestürzt, als wir an dem strahlenden Morgen des 12. Juli beim Frühstück saßen. Sie freute sich offenbar nicht wenig, daß etwas Ungewöhnliches los sei. Und richtig — draußen war feiertägliche Ruhe; kein Tram, kein Auto, keine Arbeiter auf dem Werkplatz. Mein erster Gedanke war, daß die Arbeiterschaft einen politischen Fehler gemacht habe. Ich bin zwar, so wie die Dinge heute liegen, so wenig gegen den Generalstreik, als ich gegen den Streik überhaupt bin. Aber er ist ein Kampfmittel, das für die äußerste Not aufgespart werden muß, sowohl aus taktischen, wie aus sittlichen Gründen. Der Generalstreik wird auf die Gegner die rechte Wirkung nur dann tun, wenn jedermann weiß, warum er erklärt worden ist, ja erklärt werden mußte. So lagen die Dinge in Zürich nicht. Gewiß war die Arbeiterschaft schwer gereizt worden: durch den langandauernden Maler- und Schlosserstreik, durch einige Wahlvorgänge, mehr noch durch die Freisprechung eines christlich-sozialen (d. h. katholischen) Streikbrechers, der einen Streikenden erschossen hatte, am meisten durch den von der Regierung geduldeten Import von Soldaten der sogen. Hinzegarde, d. h. von Streikbrechern, die von einem Hamburger Exportgeschäft für Streikbrecher geliefert und aus der niedrigsten Schicht der großstädtischen Bevölkerung, zum Teil aus Verbrecherkreisen, rekrutiert werden. Diese ehrenwerte Gesellschaft muß sich zum Teil abscheulich benommen haben. Es wird berichtet, daß sie sich etwa an die Fenster ihres „Ayls“ gestellt und die Arbeiterinnen eines gegenüber liegenden Geschäftes durch unsägliche Schändlichkeiten beleidigt hätten, und es liegt kein Grund vor, diese Berichte zu bezweifeln. Die Bande war mit Revolvern bewaffnet,

ihr Auftreten herausfordernd. Als einer von ihnen bei einem Auflauf einen Arbeiter angeschossen und bei diesem Anlasse die sozialdemokratische Fraktion im großen Stadtrat über den Gegenstand interpelliert hatte, wurde die Diskussion durch die bürgerliche Mehrheit verweigert. Und nun kam, was den Becher zum Ueberfließen brachte: in dem Augenblick, wo die Arbeiterschaft empört das Einschreiten der Behörden gegen diese dunklen Ehrenmänner forderte, kam — ein Verbot des Streikpostenstehens, und zwar gerade in Bezug auf die beiden Geschäfte, die sich der Streikbrecher bedienten. Die schlecht beratene Regierung hatte es vom Stadtrat erzwungen. Nun schlug die Flamme empor — der Generalstreik war da. Es ist gegenüber allerlei falschen, zum Teil absichtlich falschen, Darstellungen zu betonen, daß die schweizerischen Arbeiter ihn mindestens ebenso heftig verlangten, als die ausländischen; es ist ebenso zu betonen, daß er nicht das Werk der berühmten „Geher“ war, vielmehr von den Arbeitern gegen den entschiedenen Widerstand fast aller politischen Führer durchgesetzt wurde. Er war nicht ein wohl überlegter Coup, ein frivoles Spiel mit dem Feuer, sondern ein elementarer Ausbruch der Volksleidenschaft, eine Reaktion auf schwere Fehler der herrschenden Partei, ein Protest gegen eine Behandlung, die man als eine Mißhandlung der Arbeiterschaft empfand. Mächtig war die Begeisterung, als am Abend des 11. Juli den vor dem Volkshaus in Außersihl versammelten Massen der Beschluß verkündet wurde. Gegner desselben haben mir versichert, daß auch sie davon überwältigt worden seien. Auch wer aus taktischen Gründen dagegen geredet oder gestimmt habe, sei mit ganzem Herzen bereit gewesen, zu einer richtigen Ausführung mitzuhelfen.

Daß dies der Sachverhalt ist, weiß ich von Zeugen, an deren Zuverlässigkeit kein Zweifel ist. So sieht die Aktion ganz anders aus, als in der Beleuchtung der bürgerlichen Presse.

Trotzdem war sie, rein sachlich betrachtet, nicht berechtigt. Alle die genannten Dinge gaben dafür keinen völlig genügenden Grund ab. In einer Stadt, wo die Sozialdemokratie nächstens die Mehrheit besitzen wird, gibt es andere Mittel, solchem Unrecht zu begegnen. Dieses hätte übrigens die sozialdemokratischen Stimmen reichlich vermehrt.

So sah das Ereignis aus, bevor es sich entwickelt hatte. Aber wenn je ein Unternehmen, das anfänglich verkehrt schien, durch den weiteren Verlauf der Dinge gerechtfertigt worden ist, so ist es bei dem Zürcher Generalstreik der Fall. Ein Stück Rechtfertigung war schon seine vortreffliche Durchführung. Was für eine Arbeit, Umsicht, Hingabe, Organisationskunst, Feldherrntüchtigkeit war notwendig, um ein Heer von 15—20,000 Arbeitern, die noch dazu mehreren grundverschieden gearteten Nationalitäten angehören, für eine solche friedliche Schlacht richtig zu leiten! Wie diese Aufgabe gelöst worden, ist für alle nicht durch Voreingenommenheit Verblendeten ein Erlebnis gewesen. „Arbeiter, meidet den Alkohol, euern größten Feind“ — lautete die Parole.

Und wie wurde ihr gehorcht! Als der gewaltige Demonstrationenzug nach langem Marsch durch die glühend heißen Straßen am Ziel ankam, da erscholl der hundertstimmige Ruf: „Bier her!“, aber siehe da — kein Bier durfte gereicht werden, Wasser und andere alkoholfreie Getränke mußten den Durst stillen, und diese Massen, deren Genußsucht ein steter Gegenstand bürgerlicher Klage ist, fügten sich fröhlich darein. Solches tut die Kraft einer Idee! Man darf die Frage aufwerfen, ob bürgerliche Massen einer solchen sittlichen Leistung fähig gewesen wären. Ich wage jedenfalls die Behauptung, daß schon diese eindrucksvolle Berührung der Arbeitermassen mit der Wahrheit des Abstinenzgedankens, die viel mehr wirkte, als Hunderte von Abstinenzvorträgen, drei Generalstreike wert war. Mit eigenen Augen habe ich es gesehen, daß die Wirtschaften in Außerzivil an diesem Tage entweder ganz geschlossen oder fast leer waren. Nirgends ein Betrunkener oder auch nur Angeheiteter, nirgends lärmende oder gröhlende Gruppen; alles ein Bild des Friedens und der Ordnung. Was trotzdem an Ungehörigem vorgekommen ist, hat die bürgerliche Presse, die darauf gierig Jagd machte, lügenhaft aufgebaut. Es ist, gegen die Größe des ganzen Ereignisses gehalten, wirklich nicht der Rede wert. Wohl fast in jeder Samstag- oder Sonntagnacht geschieht in Zürich viel Schlimmeres von der Art, als der ganze Generalstreik mit sich gebracht hat. Keine Körperverletzung, kein Diebstahl ist vorgekommen, keine Ausschreitung gegen Frauen! Man bedenke doch einmal, was das heißen will. So oft sonst irgendwie die gewöhnliche Ordnung der Dinge gestört wird, wittern alle bösen Geister Freiheitslust. Auch solche unter uns, die auch durch eine gewaltsame Revolution nicht am Recht der Arbeiterbewegung irre gemacht würden, hielten es wohl für wahrscheinlich, daß bei einer solchen Gelegenheit alle lang hintangehaltenen bösen Gelüste der großstädtischen Unterwelt hervorbrechen würden zu einem wüsten Festtag. Sie sahen vielleicht gar Bilder von Raub, Mord und Schändung vor sich. So ist es ja bisher auch fast immer zugegangen. Nun haben wir ein Wunder erlebt. Vor der Macht des sittlichen Gedankens, der die Arbeiterbewegung trägt, sind all diese Dämonen verschwunden. Ja, ein hohes Wunder ist es: der Geist einer sittlich gebundenen Freiheit hat die Massen ergriffen. Der organisierte Arbeiter ist nicht jener Sklave mehr, der die Fessel bricht, sondern ein freier Mann, der sich für Bubenstreiche zu gut achtet. Auch an den Volksversammlungen vom 24. Juli, die gegen die Haltung des Bürgertums protestierten, kam dieser Geist ruhiger Selbstachtung und reifer Männlichkeit ergreifend zum Ausdruck. Das ist die Frucht der Erziehungsarbeit, die die Bewegung geleistet hat. Wer dankt ihr dafür? Hat irgend ein bürgerlicher Mann oder eine bürgerliche Frau dieses Wunder gesehen? Nein, diese bürgerlichen Kreise wissen nur von Verführung, Verhegung, Terrorismus zu reden. Sie haben keine Ahnung davon, daß die Arbeiterbewegung allein mit ihrer Erziehung der Massen die bürgerliche Welt vor Anarchie

und Zerstörung schützt. Wenn diese Massen unerzogen und undiscipliniert sich gegen die bestehende Gesellschaft erhoben hätte — und sie hätten es eines Tages sicherlich getan — dann wäre jedenfalls Wirklichkeit geworden, was jetzt grundlose Furcht bleibt. Und endlich die christlichen Kreise — sollten sie nicht, statt mitzujammern und mitzutoben, sich freuen über dieses Wunder der Macht des Guten, worin ich für meinen Teil eine Offenbarung des Göttlichen im Menschen erblicke.

Ein Neues ist in der Menschenwelt erschienen! — Ich bin am Nachmittag des 12. Juli durch die Straßen Zürichs, zuerst des bürgerlichen, dann des proletarischen, gegangen. In der glänzenden Bahnhofstraße, wo um diese Zeit sonst vorwiegend die elegante Damenwelt sich bewegt und der Luxus sich ausstellt, spazierten in ebenso großer Zahl Arbeiter, einzeln und in Gruppen, alles im tiefsten Frieden. In Außersicht wars sonntäglich. Frauen und Kinder saßen in den Anlagen, halb ängstlich, halb erfreut. Ein rührendes Bild bot der Kasernenplatz. Da lagerten die Gotthardtruppen, die man in Zürich zurückbehalten hatte, neben ihren Tornistern und Gewehrpyramiden, ringsherum aber standen an den Gittern die „Revolutionäre“ und schauten, unbeschäftigt, wie sie nun einmal waren, dem militärischen Schauspiel zu, ohne Lärm oder Hohn, viele wohl ohne eine Ahnung, daß diese jungen Leute da seien, um sie, die zum Teil in Arbeit und Kummer ergrauten Männer, „im Zaume zu halten.“ Man hätte auch nur dieses einzige Bild geschaut haben müssen, um die ganze Torheit des Militäraufgebotes einzusehen. Im Uebrigen lag etwas Festliches, Gehobenes über allem Volk.

Das war die furchtbare Zürcher Revolution.

Ich muß gestehen, daß ich mich ob diesen Bildern mit dem Generalstreik verhöhnt habe. Mächtig ist bei diesem Gange durch die Straßen der Gedanke über mich gekommen: es ist doch etwas Großes, wie dieser Tag unserer Gesellschaft ein Stück Zukunft vor Augen führt, jener Zukunft, wo die Arbeit gilt und nicht das Geld. Etwas von Glück und Stolz dieser Zukunft lag auf den Gesichtern der Arbeiter, die mir begegneten. Ich freute mich für sie dieses Tages. Es war mir, als ob wir schon die Morgenluft jenes andern Tages atmeten, wo die Arbeit frei und das Proletariat zu Ende sein wird. Glückselig und gehoben wie schon lange nicht mehr ging ich nach Hause. Der Generalstreik, den die nüchterne Erwägung verurteilen mußte, konnte doch aus einem höheren Recht entsprungen sein. Was er uns kund tat, war nicht zu teuer erkauft.

Was hat nun unser Bürgertum daraus gemacht?

Daß der Gewerbeverband den eintägigen Streik mit einer zweitägigen Aussperrung beantwortete, war weiter nicht zum Verwundern. Dabei hätte es aber wohl sein Bewenden haben dürfen. Es war für die Arbeiter, die einen Tag des Stolzes genossen hatten, Strafe genug, am andern Tag mit Hohn von der Arbeitsstätte weggewiesen zu werden.

Aber daran denkt kein bürgerlicher Mensch! Auch einige Maßregelungen städtischer Angestellten waren zu erwarten. Es mußte ferner dem Bürgertum gegönnt werden, sich in einer Tonhalleversammlung auszutoben. Damit war der Schlag aber genügend beantwortet und das Gleichgewicht hergestellt. Aber nun folgten jene Maßregeln, durch die sich das Bürgertum ins tiefste Unrecht versetzt hat. Daß das Militäraufgebot eine unnütze Komödie war, mußte jeder Verständige zugeben. Ein deutscher Pfarrer aus Petersburg, mit dem ich durch die Straßen ging, als das Truppenaufgebot angeschlagen war, konnte nicht genug seinem Bedauern Ausdruck geben, daß nach dem so friedlichen und für ihn völlig erhebenden Verlauf des Streiks nun Militär auf den Schauplatz treten solle. Aber es kam noch besser. Es erfolgte die Verhaftung einiger Gewerkschaftssekretäre und Mitglieder der Arbeiterunion, die Beschlagnahme der Protokolle und endlich das Tollste von allem: das Verbot sozialdemokratischer Versammlungen (während die Bürgerlichen in der Tonhalle tun durften, was ihnen beliebte!) und die militärische Besetzung des Volkshauses in Außerisihl.

Ich darf wohl auch hier meine persönlichen Eindrücke wiedergeben. Als ich abends gegen zehn Uhr von diesen Ereignissen vernahm, da klangen sie mir wie ein Märchen. Sofort begab ich mich nach Außerisihl. Dort habe ich das zweite, größere Erlebnis dieser Tage gehabt, ein Erlebnis so schmerzlicher Art, wie ich in Bezug auf die Dinge des öffentlichen Lebens noch nie eins gehabt. Vor dem Volkshausplatz galt es halt zu machen, denn da blitzten die Bajonnette. Der weite Platz, mit allen seinen Zugängen, war abgesperrt, kein Durchkommen möglich. Eine nicht sehr große Menschenmenge staute sich vor dem Militärkordon an. Mich überlief eine heiße Flut von Zorn. So weit also waren wir gekommen! Wieder wars mir wie ein Märchen. Und das ließ man sich gefallen? Warum war die Menge so still? Sie mußte wohl, denn jede Bemerkung gegen die überirdische Heiligkeit der Militäruniform führte zu sofortiger Verhaftung. Wahrlich, sagte ich mir, unsere Arbeiter sind Lämmer; in den romanischen Ländern und in England und Nordamerika, kurz da, wo die Menschen Temperament haben, ließe man sich solches niemals gefallen. Aber wo sind die Arbeitermassen? Alles still. Aber diese Stille dünkte mich unheimlicher als sogar Aufruhr; denn über dieser Stille schwebte der Dämon des Bürgerkrieges. Diese Tat des Bürgertums wird böse Folgen haben. Wenn Tausende von Arbeitern, die bisher keine Antimilitaristen waren, künftig keine Uniform mehr ansehen mögen, dann soll man sich nicht wundern. Auch ich habe mir darüber aufs Neue meine Gedanken gemacht. In mir ist an jenem Abend etwas gestorben: nämlich aller Stolz auf die Schweizerfreiheit und die Mission der Schweiz. An meinem Schmerze habe ich ermessen wie groß er trotz aller Enttäuschungen doch noch gewesen war. Ich habe an jenem Abend mehr erlebt, als ich aussprechen kann. Andern ist es ähnlich ergangen. Mit blitzartiger Klarheit wurde uns Wahrheit

gezeigt, die wir zwar gekannt, aber doch noch nicht scharf genug erfaßt hatten.

Diese Zürcher Ereignisse sind von der höchsten symptomatischen Bedeutung. Sie zeigen uns die Lage, aus der die Zukunft sich entwickeln wird. Wir wollen versuchen, ihre wichtigsten Züge hervorzuheben.

Eine schmerzliche Ueberraschung ist uns die Abwesenheit sozialen Denkens und Empfindens, die sich bei diesem Anlaß in unserer bürgerlichen Gesellschaft zeigt. Es ist, als ob wir bis jetzt noch keine soziale Bewegung gehabt hätten und unserem bürgerlichen Volk noch keine Gelegenheit geboten worden wäre, über das soziale Problem nachzudenken. Alles, was bei uns und anderwärts über den Sinn der sozialen Bewegung im allgemeinen und die Arbeiterfrage im besonderen geredet und geschrieben worden ist, scheint in den Wind gefät. Wir sind rückwärts, statt vorwärts gekommen. Eine große Zeit findet uns als kleine Philister, ganz wie wenn die Stadtmauern von Seldmyla noch unverfehrt stünden. Da versucht man lächerlicher Weise aus dem Streik einen Aufruhr, eine Revolution zu machen. Meines Wissens ist das auch den reaktionärsten Regierungen bis jetzt nie eingefallen. Es gab freilich eine Zeit, wo man jeden Streik für einen Aufruhr hielt, und das ist noch heute die Herzensmeinung der Mehrheit der Bürger und Bauern. Aber an die Deffentlichkeit wagte sich dieses Urteil doch nicht mehr. Der Generalstreik ist aber nur ein weit ausgedehnter Streik, eine allgemeine Arbeitsniederlegung. Daraus macht man nun bei uns eine Revolution! Ein Streikkomitee, das teilweise aus Ausländern bestanden, habe sich zum Herrn der Stadt Zürich gemacht! Das ist eine Entstellung des Sachverhalts, die nahe an die Lüge grenzt. Niemand hat die Rechte und Kompetenzen unserer hohen Obrigkeiten angetastet. Einen fernen Schimmer von Recht bekommt jene Auffassung höchstens dadurch, daß auch die Trambeamten und andere Staatsangestellte zur Einstellung der Arbeit bewogen wurden.*) Aber auch hier kann es sich höchstens um Widerstand gegen städtische Verordnungen handeln. Um daraus eine revolutionäre Handlung zu machen, muß man schon Philister in zweiter Potenz sein. Darnach wäre ja künftig im lieben Schweizerland jeder, der eine Flasche auf die Straße wirft (was ja meistentheils auch gegen irgend eine Verordnung geht) ein Revolutionär. Ob staatliche Angestellte auch das „Streikrecht“ haben oder nicht, ist im übrigen eine Streitfrage. Um dieses Recht wird, wie um so manches andere, gekämpft. Es ist ebenso natürlich, daß der Staat es verweigern, wie daß die Arbeiterschaft es behaupten oder erringen will. Der bürgerlichen Partei wäre es natürlich lieb, einen großen

*) Nicht verwinden können es viele, daß die Laternen der Stadt Zürich am Abend des 12. Juli auf Befehl des Streikkomitees und nicht des betreffenden Beamten angezündet worden seien. Mich dünkt die Hauptsache, daß sie angezündet wurden.

Teil der Arbeiterschaft von der übrigen zu scheiden; wenn jener aber sein Los nicht von dem der Gesamtarbeiterschaft, zu der er gehört, trennen will, so ist er sittlich betrachtet unbedingt im Recht. Auch wenn ein gewisses formales Recht gegen die streikenden städtischen Arbeiter und die sie zum Streik veranlassenden sprechen sollte, so wäre es äußerst kurzfristig, wenn man in einer Zeit, wo altes Recht, das vielfach Unrecht geworden ist, vergeht und neues werden will, sich so leidenschaftlich auf ein solches formales Recht versteifen wollte. Damit schafft man nicht Ordnung, sondern Revolution.

Uebrigens gehöre ich zu denen, die auch vor dem Wort Revolution nicht erschrecken. Sind wir im „Lande Tell“ so weit gekommen, daß Revolution uns als Gipfel alles Übels erscheint? Ist nicht die Eidgenossenschaft, die Reformation, die neue Schweiz durch Revolution entstanden? Die Putzche und Freischarenzüge des älteren (oder vielmehr jüngeren!) Liberalismus sind ein ganz anders revolutionäres Ding gewesen als ein solcher Generalstreik. Wenn also im Generalstreik wirklich ein revolutionäres Element sein sollte, so würde ich mich fragen, ob es berechtigt sei oder nicht und einstweilen meine sittliche Entrüstung sparen.

Ich will aber Eins zu sagen nicht unterlassen: Wenn bei diesem Anlaß jemand Revolution gemacht hat, dann sicherlich nicht in erster Linie die Arbeiterschaft, sondern das Bürgertum durch das Organ der Regierung. Denn ihre Maßregeln sind weit über alles Recht hinausgegangen. Sie bedeuten schweren Mißbrauch der Machtmittel des Staates zu ungunsten eines Teiles seiner Glieder.

Die sittliche Ordnungsentrustung unseres Bürgertums entspringt gutenteils der Angst um den Geldbeutel. Man fühlt die geltende Ordnung der Dinge, die die Herrschaft der bürgerlichen Kreise bedeutet, bedroht; daher die Entrüstung. Darum empfinde ich diese als durchaus unwahr. Ich wollte sie gerne gelten lassen, wenn sie sich auch in andern Dingen zeigte; aber sie kommt nur dann zum Vorschein, wenn es gegen die Arbeiter geht. Es ist z. B. bis jetzt nicht möglich gewesen, in Zürich eine Polizeistunde einzuführen. Gerade die Kreise, die jetzt gegen die Arbeiterschaft in Ordnungsentrustung machen, wären größtenteils dagegen, wenn man den Versuch erneuern wollte. Wie nachlässig werden auch die bestehenden Gesetze über das Wirtshauswesen ausgeführt! Und nun bedenke man, wie viel Zerstörung der Grundlagen jeder menschlichen Gemeinschaft Tag für Tag und namentlich Nacht für Nacht vom Wirtshausleben ausgeht. So läßt man auch die Kinematographen und Varietétheater ruhig ihr Volksvergiftungswerk tun und hegt für die Prostitution ein gar großes Verständnis. Auf die Störung der Nachtruhe scheint in gewissen Quartieren von Zürich ein Preis gesetzt zu sein. Steinreiche junge Ausländer dürfen da Nacht für Nacht ganzen Straßen den Schlaf rauben; da gibt es keine Empörung. Denn mit den Ausländern verhält es sich so: Gegen die sozialistischen

Arbeiter und Arbeiterführer unter ihnen ist beständig ein Geschimpfe — trotzdem ja die Unternehmer sie ins Land rufen und mit ihrer Hilfe ihren Gewinn machen — aber gegen die Ausländer mit dem großen Geldbeutel, gegen jene Herrschaft des Ausländertums, die in der Fremdenindustrie zur Erscheinung kommt, gegen die großkapitalistische Umstrickung der schweizerischen Unabhängigkeit findet man ein freies Wort fast nur in Arbeiterblättern. Darum empfinde ich auch die patriotische Entrüstung gegen die ausländischen Arbeiter als eine Heuchelei! Den Gipfel ersteigt diese Heuchelei in der landesüblichen Verherrlichung des sogenannten Arbeitswilligen, d. h. des Streikbrechers. Dieser erscheint geradezu als ein Hört der schweizerischen Freiheit, als ein neuer Tell. Dieser Tell darf aus Verbrecherkneipen von Berlin und Hamburg stammen! Daß der Kampf des organisierten Arbeiters ein Freiheitskampf ist, davon ahnen diese heutigen Schweizer nichts. Vor diesen Tatsachen wird für mich sittliche Entrüstung, Patriotismus, Frömmigkeit zur idealen Drapierung für die Angst um den Geldbeutel und den Haß gegen die Arbeiterschaft und damit zum Mißbrauch des Idealen.

Damit sind wir auf die zweite Tatsache gestoßen, die mit der ersten zusammenhängt: mit dem Mangel an sozialem Denken und Empfinden geht Hand in Hand Mißtrauen, Verachtung und Haß gegen die sozialistische Arbeiterschaft. Diese traurige Tatsache ist in den letzten Wochen deutlich ans Licht getreten. Auch Leute, deren Bildung und soziale Stellung ein unbefangenes Urteil erwarten ließen, gerieten in eine Leidenschaft gegen die Arbeiterschaft hinein, aus der lang verhaltener Haß redete. Dieser Haß hat eine Ursache, die deutlich genug zu erkennen ist. Man hätte für den Arbeiter ein gewisses Wohlwollen, wenn er hübsch brav wäre, keine Rechte forderte, an seinem Untertänigkeitsverhältnis nicht rüttelte. Man begreift auch, daß er etwa mehr Lohn fordert, denn man muß sich gestehen, daß man selber auch lieber mehr nimmt als weniger. Aber wenn er weiter geht und sich als ein Mann benimmt, der so frei ist wie wir — dann große sittliche Empörung! Das ist des Pudels Kern: unsere bürgerliche Gesellschaft beurteilt, ohne es zu wissen, die Arbeiterschaft so, als ob sie eine Art Helotenklasse wäre und bleiben müßte. Ihr Wohlwollen macht da Halt, wo der Freiheitsanspruch des Arbeiters beginnt. Und wenn nun die Sozialdemokratie kommt und gar die heutige Gesellschaftsordnung auf den Kopf stellen will, nämlich so, daß die Arbeit zu oberst kommt und das Geld zu unterst, dann entsteht erst recht eine ungeheure sittliche Empörung. „Solch eine Aufwiegelung und Verhetzung! Zu solchen Ideen wäre unser braver Arbeiter von sich aus nie gekommen, wenn ihn nicht Ausländer verführt hätten!“ Aber wer hat denn die verführt? Meine Herrschaften, eure sittliche Empörung kann uns gar wenig ehrwürdig sein! Viel ehrwürdiger ist uns die Empörung gegen eine Gesellschaftsordnung, deren Herrscher nun einmal der Mammon ist, man mag dagegen sagen, was man will.

Die soziale Revolution ist ein Stück Verwirklichung des Programms, das da lautet: „Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon!“ In dieser Revolution wohnt die sittliche und religiöse Wahrheit. Ich mute nicht jedem zu, daß er das zugebe, aber ich behaupte, daß wer von diesem revolutionären Anspruch der Arbeiterschaft nichts versteht, über sie so wenig ein Urteil abgeben kann, als etwa der Papst in Rom über den Protestantismus.

Der Großteil unserer bürgerlichen Welt hat kein Herz für die sozialistische Arbeiterschaft. Man traut ihr alles Schlechte zu; man versteht ihr Wollen nicht, sieht ihr Großes nicht, sieht nur ihre Fehler; man kehrt ihr gegenüber die Anweisung des Apostels Paulus im dreizehnten Kapitel des ersten Korintherbriefes ins Gegenteil um.

Aus dieser Denkweise entspringt auch das Verhalten unserer Regierungen (löbliche Ausnahmen abgerechnet). Diese empfinden sich als Vertreter der bürgerlichen Auffassung. Auch sie trauen der Arbeiterschaft alles Törichte und Schlechte zu. Daraus sind auch die letzten Maßregeln des zürcherischen Regierungsrates zu erklären. Bei gutem Willen hätte er sehen müssen, daß von Außerzähl keine Gefahr drohe. Unsere schweizerischen Regierungsmänner sollten mehr Ueberlegenheit, mehr ruhige Mannhaftigkeit und mehr Herz zeigen. Wie — wenn, statt mit Bajonetten und scharfen Patronen zu prunken, ein bürgerlicher Regierungsmann ins Volkshaus hinüber gegangen wäre und sich von den Arbeiterführern das Versprechen hätte geben lassen, daß unbedingt alles in Frieden verlaufe? Welche sittliche Wirkung hätte ein solches Vorgehen gehabt für lange! Lesen wir denn von Miklaus von der Flüel und von Schultheiß Wengi einzig und allein nur deshalb, um, sobald zwischen Eidgenossen ein Zwist entsteht, mit Bajonetten aufzurücken? „Aber ein Zürcher Regierungsrat wird sich doch nicht dazu herablassen, zu diesen Roten nach Außerzähl zu gehen?“ Nein, ein zürcherischer Regierungsrat ist zu groß dazu, das darf nur ein Minister des englischen Weltreiches tun! Die eidgenössische Demokratie erlaubt das nicht! Diese englische liberale Regierung hat es auch ruhig auf sich genommen, ein mit Streikbrechern beladenes Schiff wieder umkehren zu heißen, weil solcher Import aufregend wirke, bei uns wagt man das nicht, aus lauter Angst, etwas zu tun, was als Begünstigung der Arbeiterschaft erschiene. Man versteht nicht mehr zu regieren, weil es an geistiger und sittlicher Höhe, weil es an Vertrauen und Liebe fehlt, weil wir zu klein geworden sind.

Der Arbeiter soll ein Helot sein. Diese geheime Ueberzeugung tritt nun offen ans Licht. Er soll wieder in diese alte Stellung, die er frech abgeworfen, zurückgedrängt werden. Die wildesten Vorschläge werden gemacht: das Streikpostenstehen soll verboten werden (welches Verbot in der Welt wohl einzig dastünde!), die Vertreter der Arbeiter sollen aus den Behörden heraus; die Polizei muß vermehrt werden; die Sozialdemokratie muß niedergeworfen werden; es soll „Ordnung“, d. h. der Arbeiter soll wieder Knecht werden.

So rechtfertigt das Bürgertum nachträglich den Generalstreik. Wenn es von solchen Gefinnungen erfüllt ist, dann hatte die Arbeiterschaft recht.

Das ist die Lage. Sie bedeutet eine schmerzliche Zuspizung. Was die Sozialdemokratie von unserem Staat, unserem Recht, unserer Moral gesagt hat, nämlich daß sie Klasseneinrichtungen seien, das hat eine überraschende Bestätigung gefunden. Auch das Wort von der „einen reaktionären Masse“, die der sozialistischen Arbeiterschaft gegenüberstehe, hat eine erschreckend völlige Geltung gewonnen. Es stehen sich heute zwei Welten gegenüber. Sie befinden sich im Kriegszustand. Es handelt sich nicht mehr um Recht, sondern nur noch um Macht. Wir leben in einem Provisorium. Hoch über dem heutigen Staat, dem heutigen Recht, der heutigen Moral, dem heutigen Patriotismus steht das wirklich Rechte und Gute, das göttlich Rechte und Gute. Dort, nicht in den heutigen Formen, die es ausdrücken sollen, ist es zu finden, von dorthier ist es zu holen.

Und die Religion? — So viel ist klar, daß unsere offizielle Religiosität völlig versagt. Wo sind unsere Kirchen? Und mehr als das: wenn in den Gemeinden Reigung und Fähigkeit vorhanden wäre, die menschlichen Dinge in der Tiefe zu erfassen, wenn ein religiöses Verpflichtungsgefühl vorhanden wäre, dann wäre diese flache und selbstbetrügerische Art, mit dem sozialen Problem fertig zu werden, nicht möglich, dann müßten wir größere Gedanken und größere Menschen haben. Dann wäre wohl auch der Generalstreik nicht entstanden. Unsere heutige Lage ist ein Fiasko unserer Kirchen und unseres Christentums. Unsere Gesellschaft ist bis ins Innerste verstimmt, vermutlich, weil sie gottlos geworden ist — womit nicht theoretischer, sondern praktischer Atheismus gemeint ist. Die Bajonette und scharfen Patronen, die die Ordnung in Zürich herstellen sollten, bedeuten Bankrott, namentlich religiösen Bankrott.

Und was sollen wir nun tun?

Die nächstliegende Antwort ist, daß wir den Streitenden Frieden und Versöhnung predigen sollen. Ich glaube aber, daß diese Predigt unter das Gericht über die Propheten fiele, „die da Frieden predigen, wo doch kein Friede ist.“ Frieden kann es nur geben, wo die Lebensordnungen der Menschen auf dem rechten Grunde stehen. In einer Gesellschaft, die sich soweit von der Wahrheit weg verirrt hat, wie die unsrige, kann kein Friede sein, sondern nur Verstörung. Darum müssen wir vielmehr mit größerer Kraft und größerer Entschlossenheit als bisher eine völlige Umkehr fordern, eine neue Begründung unserer menschlichen Gemeinschaft, die eine neue Gesellschaftsordnung einschließt. Wir müssen nun erst recht die Wahrheit, die durch die soziale Gährung unserem Geschlecht nahe gebracht werden soll, mit neuer Macht verkündigen. Jetzt ist so wenig die Zeit für eine weiche Friedensstimmung, daß vielmehr Schroffheit von uns verlangt wird, Schroffheit im

Eintreten für das, was wir als recht erkannt haben. Es kommt darauf an, daß jetzt ganze Menschen da sind, an denen die Wahrheit in ihrem herben Ernst sichtbar wird. Es muß zu einem Durchbruch, zu einer Entscheidung kommen. Eine neue Generation von Männern und Frauen muß erstehen, die den Mut und die Freude hat, auf neuen Grund zu bauen. Es ist mir aber gewiß, daß das nicht geschehen kann, ohne eine religiöse Erneuerung, die die Gemüter im Innersten von der Herrschaft der heutigen Ordnungen befreit und ihnen die Lust und Kraft für einen neuen Weg gibt.

Darum hat diese Zuspitzung der Lage für uns letztlich doch nichts Bedrückendes, im Gegenteil, wir freuen uns darüber. Es ist immer gut, wenn Klarheit wird. Darob mag es bei Vielen zu einem Erwachen kommen. Es ist auch gut, wenn in die von so vielen Miasmen erfüllte Atmosphäre unserer Zeit die Stürme Gottes fahren. Wir segnen den Kampf, wenn um des Kampfes würdige Dinge gekämpft wird. Er wird uns aufrütteln aus Sinnlichkeit und Eitelkeit, uns neue Gesundheit bringen. Das Erdbeben wird die verschütteten Quellen der Tiefe zum Fließen bringen. Wir gehen getrost in die kommenden Stürme hinein, denn wir wissen, in wessen Dienst sie stehen.

L. Nagaz.

II.

Der Generalstreik ist in Zürich Tatsache geworden. Seit Jahren hat man in den Gewerkschaften darüber gesprochen, mitunter auch mit Verwirklichung gedroht. Gerade diese Drohungen machten aber den Bourgeois sicher und ließen in ihm wenig Furcht aufkommen, daß in absehbarer Zeit eine energiegelasse Arbeiterschaft seine Beschaulichkeit stören könnte. Und plötzlich ist alles anders geworden. Die Empörung unter der Arbeiterschaft ist nicht allein wegen des Streikpostenverbotes ins Grenzenlose gestiegen, sie war schon lange genährt durch den Import eines frechen Berufsstreikbrechergesindels und über den Schutz, den diese Verbrecherprovokateure bei Polizei und Regierung gefunden. Der Generalstreik soll das äußerste Machtmittel der organisierten Arbeiterschaft sein und nur aus recht schweren Ursachen entstehen. Wir hätten schon eher Ursache zum generalstreiken gehabt, aber noch nie ist das Gefühl der Unterdrückung in den Herzen der zürcherischen Arbeiterschaft so tief und so mächtig gewesen, und dieses Gefühl war nicht mehr, weder durch freundliche Worte noch durch theoretische Abhandlungen, zu besänftigen. Es mußten die Gefühle der Bedrängten zum Ausbruch kommen.

Als in der Delegiertenversammlung der Arbeiterunion vom 2. Juli der Antrag zum Generalstreik fiel, hätte man zwar mit Bestimmtheit die Verwirklichung nicht vorausagen können. Die Idee fand aber bei der übrigen Arbeiterschaft feurige Unterstützung und als am 11. Juli gegen Mitternacht die letzten Berichte der inzwischen von

den Organisationen abgehaltenen Versammlungen einliefen, da war für den Generalstreik nur noch der formelle Beschluß der Vorstände- und Delegiertenversammlung notwendig. Da war ein erfreuliches Bild freier Aussprache zu sehen und es darf und muß gesagt werden, daß unsere Schweizergenossen in der Debatte nicht hinter den Ausländern zurückstanden. Freudig sind die Ja abgegeben worden, ebenso unbeeinflusst und ohne Erbitterung die Nein. Unterdessen hatte sich eine ungeheure Menschenmenge um das Volkshaus gesammelt und als kurz nach zehn Uhr das Resultat der geheimen Abstimmung zur Kenntnis auch der draußen Harrenden gelangte, da löste sich ein tausendstimmiger Jubelruf. Das war kein Signal zum Aufruhr, sondern ein erhebender Ausdruck einer selbstbewußten, aber sich gedrückt fühlenden Arbeiterschaft. Ernsthaft wurden die erforderlichen Maßnahmen besprochen, von der Arbeiterschaft größte Ruhe und Enthaltensamkeit vom Alkohol gefordert. Ein glänzenderes Zeugnis ist der schweizerischen Abstinenzbewegung wohl noch nie ausgestellt worden. Und wie sicher hat die „Unverantwortliche Nebenregierung vom 12. Juli 1912“, bei der zürcherischen Arbeiterschaft „Vorstand der Arbeiterunion“ genannt und mit den Wägsten und Besten besetzt, ihre Truppen geführt. Mit den wenigen Ausschreitungen darf nicht der Konto der organisierten Arbeiterschaft belastet werden, verurteilt sie doch selbst die Ausschreitungen aufs schärfste. Wo der Versuch gemacht wurde, die Arbeitswilligen von der Notwendigkeit ihres Anschlusses an den Generalstreik zu überzeugen, geschah das nirgends auf provokatorische Art und Weise, auch wenn der Ernst der Situation dabei gebührend zum Ausdruck kam. Die Arbeiterwirte einzig wurden aufgefordert, ihre Wirtschaften zu schließen. Ein Feind der Arbeiter, wer ihnen heute Alkohol verabreicht! (Wir sind eben noch nicht so weit wie unsere Genossen in Norwegen.) Ruhig und imposant ist auch der Demonstrationzug verlaufen. Wenn hier noch etwas den Bourgeois beunruhigen konnte, so mußte das die Sympathiekundgebung der auf dem Kasernenhofe stehenden Gotthardtruppen sein. Genossen im Wehrkleide! —

So ruhig wie das Stadtbild in seiner Feiertagsstille war, so ruhig hat die Demonstration am 12. Juli ausgeklungen, abgelöst durch eine Demonstration der Arbeitgeber, mit der zweitägigen Aussperrung, zu deren Ausführung ein Regiment Soldaten aufgeboden wurde. Wir wollen nicht behaupten, daß Aussperrung und Militäraufgebot uns kühl gelassen haben, aber mit einer wohldisziplinierten Arbeiterschaft schien es nicht sonderlich schwer, auch während des Belagerungszustandes mustergültig durchzukommen. Freilich waren die vorgenommenen Verhaftungen und Hausdurchsuchungen nicht imstande, die tief empfundene Empörung in den Herzen der Arbeiterschaft zu stillen, umso weniger, als jene schweres Familienunglück im Gefolge hatten. Frauen von verhafteten oder bedrohten Männern sind irrsinnig geworden, weil sie gar zu gut wußten, daß ihre Männer keines Vergehens fähig sind. Sicher ist auch, daß die Verwendung des Militärs gegen die Arbeiter-

schaft, gegen den sogenannten innern Feind, bei einem großen Teile der Militärpflichtigen ein widerliches Gefühl erzeugt hat, das weit absteht vom Begriffe „Ehrenkleid der Nation“.

Doch die Soldaten hatten nichts zu tun. Sie waren froh, als die recht langweiligen Tage ihr Ende erreicht hatten, um wieder friedlicher und nutzbringender Arbeit Platz zu machen. Inzwischen hat nun die Regierung die Piquetstellung aufgehoben, die Ruhe ist also auch offiziell wieder hergestellt.

Aber auf der Straße liegen Opfer. Die Ausgewiesenen! Und warum? Weil sich die Werte schaffenden Arbeiter erlaubt haben, an einem ihnen beliebigen Tag die Arbeit ruhen zu lassen. Für die Erkenntnis, daß die Arbeiterschaft die Kulturgüter schaffe und auch ein Anrecht darauf habe, müssen ihre Vertreter mit den Familien verstoßen werden. Und da heuchelt man noch vom Adel der Arbeit, während die übergroße Mehrheit der Besitzenden und Gebildeten den Handarbeiter, er mag ihnen geistig noch so ebenbürtig sein, als etwas Inferiores betrachtet, als Objekt. Wir wissen es.

Der Generalstreik ist ein größeres und denkwürdigeres Ereignis geworden, als man je zuvor gedacht hat. Er hat Opfer gekostet, aber er hat die Herzen der Arbeiterschaft im ganzen Lande einander näher gebracht und in Tausende von Köpfen Licht gebracht, Licht und neuen Zukunftsglauben!

* * *

III.

Es war ein denkwürdiger Freitag, jener 12. Juli, an dem der Generalstreik zur Tatsache geworden war. Keine Tramglocke weckte den ruhigen Schläfer, vergebens wartete hier und dort ein Trüpplein Arbeiter und Angestellter auf Fahrgelegenheit. Sonntagsruhe lag über der Stadt. Kein Auto, keine Droschke, kein Lastwagen, kein rasselndes Fuhrwerk störte die Morgenstille. In ihren Sonntagsgewändern erschienen bald die Arbeiter in allen Gassen. Es lag ein gewisser feierlicher Ernst auf ihren Zügen. Sie waren sich der Tragweite und Bedeutung des Tages wohl bewußt. Ob 16,000 Männer an einem heißen Julitag die Schenken meiden konnten! Stürmisch verlangten die umherziehenden Italienertrupps den Schluß der Läden und Wirtschaften. Und die Wirte parierten. Noch um sechs und sieben Uhr abends waren die meisten geschlossen. Wohl stahlen sich da und dort einige durstige Genossen durch eine Hintertür in eine Kneipe, wohl öffneten diese ihre Tore am Abend, aber noch um zwölf Uhr nachts konnte man sich bei einem Gang durch die Lange Gasse davon überzeugen, wie unnötig jede Einmischung von Polizei und Behörden sei.

Einige Aufläufe, das Umstürzen eines Gemüsegagens, das Ausspannen von Pferden kommen kaum in Betracht. Von der gleichen

musterhaften Disziplin war auch der Demonstrationzug. Er mußte auf viele Unbeteiligte Eindruck machen: in ziemlich langsamem Tempo zogen die endlosen Scharen in geordneten Reihen wortlos in stillem Ernst dahin.

Als ich nach zwölf Uhr heimkehrte und mich zur Ruhe legte, konnte ich keinen Schlaf finden. Ich hatte das Gefühl, einen bedeutungsvollen Tag erlebt zu haben. Obwohl ich kein Freund des Generalstreiks war, hatte mir die musterhafte Durchführung zu denken gegeben.

War das das Werk einiger ausländischer Schreier, waren das die jungen unreifen Burschen? Wenn ein einheitlicher Wille der gesamten Arbeiterschaft so maßvoll, so diszipliniert und darum so imponierend zum Ausdruck kommt, so ist es für den unbeteiligten, denkenden Zuschauer wohl der Mühe wert, nach den Gründen zu fragen. Können wir, die wir nicht bei kärglichem Lohn arbeiten müssen, uns genügend hineinendenken in das Empfinden des Arbeiters? Ich zweifle daran. Auch wenn wir uns Mühe geben, sind wir nicht imstande, ganz mit jenen Tausenden zu fühlen, die jeden Abend, wenn sie müde von ihrer Arbeit nach Hause kehren, die ganze Last ihres kümmerlichen Daseins aufs neue fühlen müssen. Die Kinder springen dem Vater nicht jubelnd entgegen, sie sind im „Hort“ oder in der „Krippe“. Die Frau bereitet ihm nicht einen freundlichen Empfang, sie ist als Putzerin auswärts beschäftigt. „Oh, wann werde ich einmal soviel Lohn haben, daß diese elende Zersplitterung der Familie aufhört? Nur ruhig, mein Herz. Nächste Woche treten wir ja in eine Lohnbewegung. Dann wirds bald besser. Ob die Herren wohl nachgeben werden? Wenn sie ein Herz im Leibe haben, so müssen sie doch begreifen, daß wir mit unseren armseligen Löhnchen nicht bestehen können. Wenn der Streik nur nicht allzulange dauert. Die Kinder können eine noch schmalere Kost ohne Nachteil nicht lange ertragen und mein armes Weib sieht seit ihrem letzten Wochenbett noch recht elend aus. Sie wird auch jetzt, wenns losgeht, jeden guten Bissen zurückbehalten. Oh, ich darf es ihr fast nicht zumuten, mitzumachen, und doch, sie ist ein wackeres Weib. Sie wird unter Tränen einwilligen.“ Und so ist's auch geschehen!

Tapfer haben sie sich in die schmalen Zeiten gefunden, doch der Streik dehnt sich in die Länge. Jetzt nur nicht nachgeben. Vielleicht noch 14 Tage, dann haben wirs gewonnen. Noch einmal werden die Portionen am Tisch kleiner, und immer Suppe und Brot, Kaffee und Brot. Fast will es ihn gereuen, mitgemacht zu haben. Die bleichen Kindergesichter tun ihm leid. Doch er will und darf nicht Verräter werden an einer guten Sache. Und immer wieder malt er sich im Geiste die bessern Zeiten aus, wenn er mit seinen Brüdern ausgehalten hat und der Streik gelungen ist.

Bei diesem innern Kampf trifft ihn wie ein Schlag die Nachricht, daß aus dem Auslande eine große Zahl von sogenannten Arbeitswilligen, das heißt Streikbrechern, auf Bestellung der Unternehmer

geliefert worden sei. Bereits haben sie ihre Arbeit angetreten. Kann sich der Leser vorstellen, was in unserm Manne vor sich geht? Wirfst du ihn begreifen und verstehen? Er, der sonst so ruhig seines Weges ging, der so freundlich mit seinen Kindern spielen konnte und den jüngsten Schreihals mit fast mütterlicher Sorgfalt auf den Armen wiegte, er kennt sich selber nicht mehr, er ist wie verwandelt. Zorn und Haß erfüllen ihn jetzt. Für was hat er nun sechs Wochen gehungert mit seiner Familie? Nun ist es nichts mit all' seinen Hoffnungen und Träumen. Am Ende kommt er noch ganz von seiner Stelle. O die verd . . . Streikbrecher! Die Kerls will ich mir doch mal ansehen. Und er stürmt zum Hause hinaus auf die Arbeitsstätte. Unterwegs ist er nicht lange allein. Hier stößt er auf einen Kameraden, dort auf einen andern, bald sind sie ein ganzer Trupp. Sie brauchen nicht zu sagen, wohin sie gehen. Das Wort „Verrat“ ist auf aller Lippen! Jetzt machen sie unter den Fenstern einer Firma Halt. Am untern und obern Ende des Hauses stehen schon andere, auf der Straße und auf den Trottoirs wimmelt es von Neugierigen. Jetzt öffnet sich die Werkstätte, es ist Feierabend. Nun kommen sie heraus, die Arbeitswilligen. Es gibt grimmige Blicke, harte Worte. Rede und Gegenrede wird schärfer, aber es kommt zu keinen Tätlichkeiten. Die Szene wiederholt sich jeden Tag, morgens und abends. Da und dort stehen einige Polizisten, sie haben nichts zu tun. Kein Angriff, keine Prügelei.

Und die Streikbrecher? Dort fahren sie sechs Mann hoch im Auto bei einer Wirtschaft vor. Sie sind die Herren der Situation. Sie höhnen die Streikenden. Da sammeln sich die Arbeiter vor der Schenke. Der Wirt will keinen Krawall riskieren. Er bittet die „Arbeitswilligen“ heimzugehen. Nur mit Widerwillen geben sie nach. Sie werden langsam hinausbugsiert. Da fällt ein Schuß! Die Kugel eines Streikbrechers. Hier stürzt einer getroffen, dort flieht der Täter, von der Menge verfolgt. Ähnliche Szenen wiederholen sich an andern Orten. Die Importierten belästigen in betrunkenem Zustande Passanten mit Bierflaschen auf die gröbste Weise. Sie erlauben sich Gemeinheiten gegenüber Arbeiterinnen. Sie drohen mehrfach mit Revolvern. Wieder wird von einer Schießerei berichtet. Nun bestätigt sich das Gerücht, daß unter diesen Leuten ganz zweifelhafte und vorbestrafte Elemente seien, zum Teil ohne genügenden Schriftenausweis.

Gibt es keine unparteiische Macht, die hier ordnend eingreift? Alles schaut erwartungsvoll auf unsere Behörden. Sie haben eine Antwort gegeben, aber eine solche, welche das Maß der Erbitterung bei den Arbeitern voll machen mußte. Nicht gegen die eigentlichen Störenfriede, die Streikbrecher, richtete sich die Maßregel, sondern gegen die ruhig streikenden Arbeiter. Ein Streikpostenverbot zu einer Zeit, wo die Arbeiter musterhafte Disziplin hielten, mußte von der gesamten Arbeiterschaft als eine Parteinahme der Regierung zu gunsten der Unternehmer empfunden werden.

Was sollten sie nun tun? Versammlungen halten und Reden anhören? Einen Demonstrationzug machen? Kalt lächelnd schreitet die Deffentlichkeit darüber zur Tagesordnung. Es mußte eine Kundgebung sein, an der die Stadt nicht gleichgültig vorbeigehen konnte. So wurde der Generalstreik beschlossen. Er war ein Protest gegen jene parteiische Maßnahme, die der Arbeiter wie einen furchtbaren Peitschenhieb empfunden hatte. Der Generalstreik ist ein zweischneidiges Schwert, aber jedenfalls hat die Art der Durchführung manchen vorherigen Gegner anders gestimmt. Und mich dünkt, es hätten viele eine Freude haben sollen an der musterhaften Disziplin, an den geschlossenen Wirtschaften, an der stillen Streiknacht.

Aber nein, ganz Zürich war empört, beleidigt. Jedermann nahm den Generalstreik als eine persönliche Kränkung. Sicherlich nicht, weil man nun zu Fuß gehen und an dem heißen Julitag einige Schweißtropfen vergießen mußte. Aber daß es die Arbeiter gewagt hatten, der Gesamtheit ihren Willen zu diktieren und daß sich der Bürger machtlos fügen mußte, das ist der tieffste Grund der nervösen Gereiztheit unserer Stadt. Wir haben alle ein sehr empfindliches Ehrgefühl, das gerade da am stärksten reagiert, wo es sich um die Verkürzung eines Rechtes in unserem Berufe handelt. Ganz so empfindet der Arbeiter. Am empfindlichsten aber sind wir, wenn die Lohn- oder Salärfrage in Betracht kommt. Da läßt Keiner mit sich spassen. Soll sich der Arbeiter nun ruhig gefallen lassen, daß ihm durch ein Streikpostenverbot die ganze Hoffnung eines erfolgreichen Streikes vereitelt wird? Soll er ganz still sein und seinen Mund nicht auf tun, alles dulden und tragen und mit seinem Lohne, wenn er auch noch so kärglich ist, zufrieden sein? Alles hat seine Zeit, wie der Prediger Salomo sagt, auch das Dulden. Aber vielleicht ist jetzt Kampfeszeit für ihn und wie, wenn auch das Kämpfen eine Tugend und eine Pflicht für ihn wäre? Aber die will man nicht anerkennen. Ganz andere Qualitäten sind bei euch, ihr Herren, im Ansehen.

Ach, wir wissen es schon! Ihr verlangt Ehrerbietung, Demut und Höflichkeit. Dieses Pensum soll der Arbeiter sein Leben lang studieren. Gewiß hohe Eigenschaften. Aber sie bleiben doch nur der Ausdruck einer kastrierten Sittlichkeit, wenn die Tugenden eines freien, männlichen Charakters fehlen. Zu diesem gehört vor allem die freie Selbstbestimmung, die unbedingte Selbstachtung. Das sind Vorzüge, auf die ihr bei eurer eigenen Person den allergrößten Wert legt.

Beim Arbeiter nicht. Da fürchtet ihr sie. Weil ihr ihm diejenigen Rechte nicht einräumen wollt, die ihn dazu erziehen. Der Theorie nach gebet ihr ohne weiteres zu, daß die freie Selbstbestimmung Grundlage einer starken sittlichen Persönlichkeit ist, aber im Praktischen ist es euch nicht ernst damit. Ihr gönnet ihm ja nicht einmal das Organisationsrecht. Eure größten Firmen, Gebrüder Sulzer, Brown, Boweri & Cie., Bally und a. m. unterdrücken jede freie Regung in dieser Richtung.

Freie Selbstbestimmung! Ihr räumt sie dem Arbeiter da ein, wo er sie nicht üben kann, wo ihm der schmale Lohn jede Möglichkeit einer freien Entfaltung seiner Persönlichkeit nimmt. Er hat Schönheitssinn, kann er ihn etwa in einer ordentlichen Wohnung befriedigen? Eines seiner Kinder besitzt hohe Fähigkeiten, aber er kann sie nicht ausbilden lassen. Wie manche Stunde unerträglichen Seelenschmerzes machen nun Vater und Mutter mit dem Kinde durch. Freie Selbstbestimmung! Eine Lächerlichkeit beim Gedanken an den Arbeiter unserer Tage. Überall Beschränkung, überall Hemmnisse, wenn er sich entfalten will. Und wenn er in Freude einmal aufjubelt, wenn er sich frei und gesund fühlt, so grinst ihn bald genug die Frage der Not wieder an. Die tägliche Sorge läßt ihn nicht zu sich selber kommen.

Es gibt nur einen Ort, wo er freier aufatmet und wo er sich zeitweise vergessen kann: die gewerkschaftliche und politische Vereinigung mit seinen Genossen. Gehoben und getragen von der ganzen Bewegung, von den Tausenden von Kameraden, die mit ihm für eine Befreiung von Seele und Leib kämpfen, fühlt er sich hier stark und groß. Hier ist ihm die Freiheit verheißen, nach der er sich sehnt. Für sie bringt er seine monatlichen Beiträge, für sie ist kein Opfer zu groß, für sie entschließt er sich, wenn auch mit schwerem Herzen, zum Streik. Heilig ist ihm darum der Kampf um die Verwirklichung seiner Ideale.

Nun soll er nicht mehr kämpfen. Berufsmäßige, importierte Streikbrecher, Streikpostenverbot, Maßregelung auf allen Seiten! „Will man uns etwa mit Gewalt einschüchtern und unsere Hoffnungen und Ziele für eine neue Welt rauben?“ Es hat wirklich den Anschein. Gerade auf dem Gebiet, auf dem allein der Arbeiter ein Ideal pflegen, Mut und Hoffnung für die Zukunft schöpfen und etwa auch einen kleinen Erfolg erringen kann, will man ihn nicht gelten lassen, verkürzt und beschneidet man sein höchstes Gut, seine Freiheit.

Ihr allein wollet verfügen und befehlen, ihr Herren. Ihr sezet den Lohn fest, ihr bestimmet die Arbeitszeit, ihr verhänget Bußen und Abzüge. In eurer Willkür liegt die Anstellung und Entlassung von Tausenden, deren Existenz dadurch allein schon in eine fast sklavische Abhängigkeit von euch gestellt ist. Ist es recht, daß ihr freien Männern auf dem Feld der Arbeit, dem einzigen, das die kapitalistische Wirtschaftsordnung dem Arbeiter nicht hat rauben können, das Mitbestimmungsrecht versaget?

Ist es nicht genug, daß der Arbeiter durch die bis ins kleinste gehende Arbeitsteilung vielfach entwertet und entwürdigt wird, daß ihm die Freude an dem schöpferischen und künstlerischen Schaffen, das in jedem selbständig begonnenen und vollendeten Meisterstück liegt, durch unser Fabrikssystem endgültig geraubt wurde? Soll er nun auch noch auf jedes Recht der Mitsprache in seinem ganzen Lohn- und Anstellungsverhältnis verzichten? Muß er sich denn auch hier jede Betätigung seiner Freiheit und Selbständigkeit versagen? In all euren

Berordnungen und Maßnahmen spricht derselbe Wunsch und derselbe Geist: den Arbeiter als ein unselbständiges Werkzeug, als ein bloßes Mittel zum Zweck der Kapitalvermehrung zu gebrauchen und zu belassen.

Nun aber erschreckt euch in dieser eurer Tendenz der machtvolle und unbeugsame Wille der Arbeiterschaft, welcher kategorisch und immer stürmischer ein Mitbestimmungsrecht überall da fordert, wo er mit seiner Hände Arbeit die Gesellschaft bauen und erhalten hilft. Der ganze Kampf dreht sich durchaus nicht nur um den Lohn, sondern ebenso sehr um die Würdigung der Persönlichkeit des Arbeiters, welche in diesem Verlangen zum Ausdruck kommt. In dem Kampf, den wir hinter uns haben, auch im Generalstreik, tritt ein gewisser berechtigter Trotz und Stolz des Arbeiters zu Tage, der auch in seiner primitivsten Form Charakter verrät.

Das übersehen unsere Gegner vollständig.

Die Zeiten des absoluten Herrtums sind endgültig vorbei; das scheinen aber gerade unsere Fabrikanten in der Schweiz am wenigsten einsehen zu wollen. Sie rufen schneller als irgendwo im Ausland nach Militär und Ausnahmegesetz, sie wehren sich gegen Tarifverträge und Organisation, — — Einrichtungen, welche in unseren Nachbarstaaten in viel weiterem Umfange Anerkennung gefunden haben. Ein Beweis, daß in unserem kleinen, demokratischen Staate, wo die Gegensätze noch nicht so groß sind, das ganze Denken der Bürger einem Fortschritt in dieser Richtung besondere Schwierigkeiten bereitet. Das wird einem unter anderem klar, wenn man die neueste Resolution der liberalen Partei des Kantons Zürich durchgeht. Da ist von einer Verstärkung der staatlichen Machtmittel und von einer Ergänzung der bestehenden Gesetze die Rede, natürlich zur Bekämpfung der Sozialdemokratie.

Ist es nicht merkwürdig, daß diejenigen, welche sich über die Gewaltmittel der Arbeiterschaft empören, sich ganz auf die Macht und Gewalt, sei es der Gesetze, der Polizei oder des Militärs verlassen? Sie behaupten einen Ideenkampf rein geistiger Art zwischen Sozialismus und Kapitalismus zu wünschen. Auch unsere Christen und Idealisten ließen sich eine stille Anhängerschaft eines ideellen Sozialismus wohl gefallen. Nun er aber in anderen Formen sich bloß die Machtmittel des Kapitalismus zu eigen macht, so schreien sie: „Gewalt.“

Man kann es bedauern, daß die Sozialdemokratie den Machtmitteln des Kapitalismus und des Staates wiederum Machtmittel, und nicht eine höher geartete Taktik entgegenstellt. Aber jedenfalls hat eine Gesellschaft nicht das Recht, sich darüber zu beklagen, welche bei ihren Repressalien auf eine so leichtfertige Weise, wie dies hier geschah, das Militär kommen läßt. Macht gegen Macht, Gewalt gegen Gewalt. Die Arbeiterschaft wird vom Staat auf diese Mittel aufmerksam gemacht und für sie förmlich erzogen.

Aber noch eine andere bedenkliche Lehre hat die Regierung durch

das Militäraufgebot dem Arbeiter gegeben. Der Unternehmer winkt und die Soldaten sind da. Oder was hatte die Regierung für ein Interesse, den Anschein zu erwecken, als handle es sich in Zürich um einen Aufruhr? Es war alles ruhig. Hat der Arbeiter so Unrecht, wenn er von Klassenstaat und Klassenregierung redet? Die Arbeiterbewegung sollte durchaus diskreditiert werden. Wenn Militär notwendig ist, dann muß es in Zürich bedenklich stehen. So urteilt jedermann. Darauf hat man spekuliert und nicht umsonst. Die Berichte von Landblättern atmeten einen giftigen Haß gegen alles was Arbeiter oder sozialistisch heißt, daß man erschrecken mußte. Neben diesen hezerischen Tiraden darf sich das „Volksrecht“ noch sehen lassen. Die Gesellschaft, die gesamte Presse stempeln eine Protestkundgebung zum Aufruhr. Der Mensch wird aber das, wofür man ihn hält: so züchtet man nicht Sozialdemokraten, sondern Anarchisten.

Da die Arbeiterschaft eine so tadellose Haltung bewahrte, so mußte das Militär vorerst den Eindruck einer ungeheuer lächerlichen Komödie machen. Auch die Art der Durchführung war dementisprechend. Der Helvetiaplatz und das Volkshaus waren die Theaterbühne. Jetzt jagen die Soldaten im Lauffschritt die Leute auseinander. Niemand weiß warum. Eben sprengen drei Offiziere zu Pferd in die Menge. Man schaut sich erstaunt an: es ist kein Anlaß dazu, es ist nichts geschehen. Gegen Abend wird mit zwei Kompagnien der Platz gesäubert, d. h. die friedlich umherstehenden Leute werden mit Gewalt auseinandergesprengt. Kein Mensch kann einen Grund angeben. Abends waren von 8 Uhr an bis Mitternacht die sechs Straßenzugänge zum Helvetiaplatz militärisch abgesperrt. Konnte jemand die absolute Notwendigkeit seines Durchmarsches genügend begründen, so wurde er in Begleitung eines Soldaten mit geschultertem Gewehr an das andere Ende geleitet! Eine in das Telegraphenbureau (das im Rayon des abgesperrten Gebietes liegt) zu tragende Depesche wurde vom diensttuenden Offizier abverlangt und auf seinen verdächtigen Inhalt geprüft. Also Militärdiktatur im Belagerungszustand. Fürwahr, eigentümliche Lektionen, die da erteilt werden.

Macht und Gewalt! Diesen Charakter trägt auch die Aussperrung an sich. Sie zeigt uns das Herrrentum in seiner ganzen Blüte. Hatten die Arbeiter einen Tag gestreikt, so wurden sie nun für zwei weitere ausgesperrt. Also doppeltes Strafmaß. Ist das Charakterstärke? Wahre Größe erzieht durch Milde. Hier aber ist jeder Funke von Güte und Freundlichkeit ausgelöscht. Hier ist keine Spur von Verstehen und Begreifen der Arbeiterseele.

Ihr Herren, wißt ihr nicht, daß aufgepflanzte Bajonnette und scharfe Munition, daß euer Hohngelächter am Tage der Aussperrung langsam und sicher die letzten Gefühle der Sympathie auch in denen ersticken, die bis jetzt noch mit einiger Treue euch ergeben waren? Ihr bestehet auf einem patriarchalischen Fabrikssystem, in welchem gegenseitiges Vertrauen die Grundlage bildet, aber ihr machet es gleichzeitig

dem Arbeiter unmöglich, den Glauben an euer Wohlwollen aufrecht zu erhalten, ihr brechet die letzten Beziehungen ab zwischen Arbeiter und euch.

Wo will das hinaus, wenn sich Arbeiter und Herren immer mehr wie zwei feindliche Heere gegenüberstehen? Das ist's, was uns bewegt. Noch schlimmer, wenn dieser Gegensatz in seiner Schärfe unser ganzes Volksleben durchzieht. Es ist bereits so, daß man die feindlichen Lager in jedem Geschäft, in jedem Verein wahrnehmen kann. Wir wissen wohl, daß an dieser Situation auch unsere Sozialdemokratie mitschuldig ist. Sie ist oft maßlos in ihrer Kritik, und bei ihren Lohnbewegungen machen die Genossen oft in stürmischer und brutaler Weise ihre Forderungen geltend. Aber wenn man Entgegenkommen und Verständnis erwartet, so zuerst von der Seite, wo man die höhere Bildung und die gute Erziehung für sich in Anspruch nimmt. Wir laden darum die Verantwortung hauptsächlich auf die besitzenden und gebildeten Klassen. Sie müssen in viel weitgehendem Maße eingehen lernen auf die Bedürfnisse und Empfindungen des Arbeiters. Wenn man seine Not versteht, so wird einem auch seine Verbitterung, sogar ein Generalstreik verständlich. Dazu bedarf es allerdings eines ernststen Willens, sich von seiner Standeseingenommenheit und seinen Vorurteilen loszulösen, von denen das ganze Denken umspinnen und gefangen ist. Ob dieser Wille da ist? Vielleicht kommt bei nüchterner Ueberlegung doch Manchem die Einsicht, daß aufgepflanzte Bajonnette und scharfe Munition und Hohn- gelächter bei der Aussperrung eine Drachensaat sind, die furchtbare Früchte zeitigen kann.

E. Tischhauser.

Ueber die wachsende wirtschaftliche und politische Bedeutung des heimischen Bauernstandes.*)

Die Nationalratswahlen liegen hinter uns. In den größern Städten unseres kleinen Vaterlandes, in dem Industriekanton Neuenburg zogen tausende und abertausende von Arbeitern und Städtern in den Kampf mit der Losung: Nieder mit dem Lebensmittelwucher! Fünfzehn Sozialdemokraten sind in den neuen Rat eingezogen, Leute, die ihren Sessel sicher zum guten Teil dem Umstand zu verdanken haben, daß ihre Partei die Lebensmittelsteuerung in geschickter Weise auszunützen verstanden hat. Es liegt mir ferne hier Parteipolitik zu

*) Vortrag gehalten am 17. Dezember 1911 in einer Versammlung der landwirtschaftlichen Genossenschaft Burgdorf-Kaltacker.